

Werk und Leben Karl Mays sind in den letzten Jahren nicht nur Gegenstand intensiver wissenschaftlicher Forschung gewesen, sondern wurden auch in der Öffentlichkeit, besonders in den Medien, breit diskutiert. Das Jubiläumsjahr 2012 (170. Geburtstag sowie 100. Todestag des großen sächsischen Fantasten) bietet Anlass nicht nur für ein ausführliches Symposium im März 2012 in Leipzig unter Mitwirkung zahlreicher bedeutender Fachgelehrter, organisiert von Prof. Dr. Hartmut Vollmer, sondern sollte auch Grund genug sein, sich mit jenen Aspekten zu befassen, die im Werk Mays nicht im Vordergrund stehen, aber für eine gerechte Würdigung seines „Leben und Strebens“ wichtig sind. Die Thematik „May und die Religion“ scheint mir hier besonders bedeutsam, gilt May doch im Wesentlichen als Fantast und Abenteuerschriftsteller, nicht aber als „Dichter und Denker“, Aphorist und Theologe, obwohl im Alterswerk des Autors diese Aspekte immer größeren Raum einnehmen.

Jedem aufmerksamen Leser schon der Mayschen „Reisero-mane“, wie sie in den ersten Ausgaben heißen, wird aufgefallen sein, dass neben dem Abenteuerlich-Fiktiven auch die Ebene des Sachlichen, des Faktischen, bezogen auf Geografie, Geschichte, Fauna und Flora der von May „im Geiste“ besuchten Länder eine wesentliche Rolle spielt; die Reiserzählungen Karl Mays sind Dokumente einer recht einzigartigen (und eigenartigen) Gattungsmischung, die in der Literatur des 19. Jahrhunderts ihresgleichen sucht. Mays Verhältnis zu den von ihm ausgewerteten Quellen kann uns hier nur marginal interessieren. Immer wieder spielen jedoch in den Texten der „reifen“ Abenteuerwerke, aber auch in den Kollportageromanen, religiöse Fragestellungen eine bedeutende Rolle. May gilt manchem Leser ja sogar als „Mann mit dem

Zeigefinger“, der immer wieder die christliche Gesinnung seiner Helden betont, aber auch die Folgen von Glaubenslosigkeit (aber ebenso von religiösem Fanatismus) thematisiert. Manche Forscher haben May „katholisierende“ Tendenzen vorgeworfen, weil seine wesentlichen Reiseerzählungen der 1880er- und 1890er-Jahre für eine bedeutende katholische Familienzeitschrift der damaligen Zeit, den Regensburger *Deutschen Hausschatz*, verfasst wurden. Zweifellos war May von Anfängen an tief religiös veranlagt, auch wenn etwa das Textfragment *Ange et Diable* aus seiner frühen Haftzeit sich deutlich von religiöser Dogmatik entfernt und den Regeln der „Kirchenfrömmigkeit“ kaum entspricht.<sup>1</sup>

In einem Brief an den Militärschriftsteller Max Dittrich (etwa 1904) stellt May selbst die Frage: „Darf ich nur Licht verwenden? (...) Nein, ich muß auch Schatten haben, und zwar sogar oft tiefe, schwere, unheilbringende Schatten.“ Und der 62-jährige Schriftsteller fährt fort: „Ich habe vor, Himmel und Hölle zu beschreiben.“<sup>2</sup>

Dies ist nun nicht nur ein Programm für die späte Schaffenszeit Mays; Licht und Schatten, Himmel und Hölle, gibt es im dichterischen Werk, aber auch im Leben Karl Mays überreichlich. Auch seine religiösen, im Spätwerk sogar theologischen Denkbemühungen sind geprägt von einem starken Dualismus: dort Licht, helle Gedanken, positive Glaubensfreude, aber auch Depression, negative, „gottesferne“ Gestalten und „Gottesgerichte“, die in ihrer alttestamentarischen Unbarmherzigkeit heute merkwürdig anmuten und nicht recht zu Mays Christentum passen möchten.

Schon im ersten Band der „Gesammelten Reiseromane“ bei Friedrich Ernst Fehsenfeld, *Durch die Wüste* von 1892, wird der Leser gleich zu Beginn des 1. Kapitels, „Ein Todesritt“, mit einem Glaubensdiskurs konfrontiert: Hadschi Halef Omar, der treue Reisebegleiter des Ich-Helden Kara Ben Nemsis, klein an Gestalt, aber groß an Prahlerei und Redegewandtheit, versucht seinen „Sihdi“(Herrn) davon zu überzeugen, der Islam sei die einzig wahre Religion, und

Kara Ben Nemsi Effendi als Christ bereits unweigerlich der Deschenna (Hölle) verfallen. Kaum ein May-Leser wird diesen berühmten Eingangssatz des Orientzyklus je vergessen können: „Und ist es wirklich wahr, Sihdi, daß du ein Giaur bleiben willst, ein Ungläubiger, welcher verächtlicher ist als ein Hund, widerlicher als eine Ratte, die nur Verfaultes frißt?“ (I 1<sup>3</sup>) Über ganze zehn Seiten erstreckt sich das „Glaubensgespräch“, das offenkundig auch dazu dienen soll, den Leser mit einigen fundamentalen Lehren des Islam, wenn auch in arg verkürzter Form und gesehen durch die „abendländische“ Brille des Autors, vertraut zu machen. Bedeutsam ist hier nicht nur der Bekehrungseifer des Moslems Halef, sondern auch die leicht ironischen Züge des Dialogs. Am Ende wird sich nämlich herausstellen, dass der angebliche „Hadschi“ und Mekkapilger Halef (wie auch seine Vorfahren) nie wirklich in Mekka war. Religiöser Starrsinn wird mit liebevollem Humor als Illusion vorgeführt. Interessanterweise pries der Verleger Fehsenfeld in seinem „Vorwort“ zu Bd. I der Serie „Reiseromane“ gerade jenes einleitende Gespräch als Musterbeispiel christlicher Didaktik und Mayschen Humors: „Wie köstlich ist's, daß sein treuer Hadschi Halef Omar ihn zum Islam bekehren will und schließlich doch selbst Christ wird, ohne es zu ahnen! Solchen Zügen wird man fast auf jeder Seite begegnen.“ (I, 2. Seite des unpaginierten „Vorworts“) Besonders gründlich scheint der Verleger Mays Werk nicht gelesen zu haben, auch hat er die Absichten seines Autors nur sehr bedingt verstanden...

Es fehlt hier der Raum, um auf diese Thematik näher einzugehen. Jedoch ist der einleitende „Religionsdiskurs“ kein Fremdkörper und auch keine humoristische Einlage, sondern Teil einer bewussten Erzählstrategie. Das Gespräch über Himmel und Hölle, Seligkeit und Verdammnis in den unterschiedlichen Auffassungen der beiden Protagonisten, des Moslems und des Christen, leitet über zu einem Geschehen von tödlichem Ernst. Der Ritt über den Schott Dscherid, den berühmten Salzsee, führt Kara und seine

Gefährten durch die Tat eines Schurken wirklich in essentielle Gefahr; war am Anfang von Not und Tod, Ende und ewigem Leben nach dem Tode nur theoretisch die Rede, so ist der „Todesritt“ über den Salzsee eine echte Nagelprobe, ein Ritt über eine, auch metaphysische Grenze.

Allerdings steht die religiöse Thematik zu Beginn des Orientzyklus nicht isoliert da, sondern wird auf raffinierte Weise verbunden mit einer Abenteuerhandlung. Der Held entdeckt die Leiche eines französischen Kaufmanns (wie sich später herausstellt, namens Paul Galingré) in der Wüste; dieser hat einen Ring an seinem Finger mit den Initialen „E. P.“ und der Jahreszahl 1830. Dahinter verbirgt sich nicht nur ein Verbrechen, dessen Aufklärung einer der zentralen Handlungskomplexe des Orientzyklus gewidmet ist, sondern auch – allerdings raffiniert verschlüsselt – ein „Zugang“ zur persönlichen Biographie des Autors Karl May, der an Weihnachten 1861 einem Stubengenossen eine Uhr, eine Pfeife und eine Zigarrenspitze „gestohlen“ haben soll (nach Mays eigener Darstellung waren die Sachen nur geborgt) und deswegen seine erste Haftstrafe (1862) verbüßen musste. „E. P.“ schließlich waren die Initialen von Mays erster Frau, Emma Lina Pollmer, aber auch die ihrer zwei Wochen nach der Entbindung gestorbenen Mutter Emma Ernestine Pollmer – und diese wiederum war 1830 geboren! Religiöse Thematik, Todeserfahrung, Abenteuer und persönliche Erlebnisse verbinden sich also im ersten Kapitel von *Durch die Wüste* in geradezu hermetischer Weise.

Das Orientbild Karl Mays, aber besonders auch seine Sichtweise auf den Islam, ist in den vergangenen (über) 30 Jahren in der einschlägigen Forschung vehement diskutiert worden. Eine Wiener Studie (Ingrid Hofmann/Anton Vorbichler: *Das Islam-Bild bei Karl May und der islamo-christliche Dialog*. Wien 1979) beleuchtete Mays Ansichten über den Islam in ebenso kritischer Weise wie die Dissertation von Feruzan Gündoğar (*Trivilliteratur und Orient: Karl Mays vorderasiatische Reiseromane*. Frankfurt/M., Bern, New York

1983) und eine (allerdings viel differenziertere) Arbeit von Leila Hamaiel (*Das Orientbild in Karl Mays frühen orientalischen Reiseerzählungen*. Berlin 1989). Allen diesen Studien ist gemeinsam, dass Kenner der orientalischen Kultur und der islamischen Religion Mays Ansichten als „vorurteilsbeladen, stereotyp, vereinfachend und eurozentrisch“ abstempeln. Im Licht der Orientkenntnisse moderner Wissenschaft des 20. und 21. Jahrhunderts wirkt Mays Bild der orientalischen Kultur und Lebensweise, aber auch der mohammedanischen Religion, in der Tat arg „verstaubt“ und „verengt“, eben beeinflusst vom „Orientalismus“ des ausgehenden 19. Jahrhunderts in Deutschland. Man wird aber nicht verkennen können, dass Mays Sichtweise besonders fremder Religionen sehr geprägt war von den Quellen, die er benutzte, da ihm Kenntnisse aus erster Hand fehlten. Sein oft recht seltsames Chinabild, etwa in der China-Erzählung *Der Kiang-lu des Deutschen Hausschatzes*, war eben deutlich beeinflusst von den Ansichten der Buchautoren, von denen er „abschrieb“, z. B. der französischen Missionare Huc und Gabet (und die waren selbst gegenüber dem Taoismus und Konfuzianismus religiös stark voreingenommen).

Mays religiöse Einstellungen haben sich freilich im Laufe seines Lebens nach Befund der Werke erheblich gewandelt: Das frühe Fragment *Ange et Diable*, weder signiert noch datiert, entstand vermutlich um 1870, vielleicht während Mays Untersuchungshaft in Mittweida, und war Teil der Untersuchungsakten von Mays Prozess, der am 13.4.1870 mit der Verurteilung des 28-Jährigen zu vier Jahren Zuchthaus endete. 1922 ließ der Jurist Erich Wulffen auf Betreiben der May-Witwe Klara diese Akten teilweise vernichten, *Ange et Diable* ist aber erfreulicherweise auf die Nachwelt gekommen und von der May-Forschung unterschiedlich beurteilt worden (Hermann Wiedenroths Ausführungen im „Karl-May-Handbuch“<sup>4</sup> sind leider nur teilweise erhellend), wobei Franz Cornaros Arbeit von 1978<sup>5</sup> nicht ganz so hart mit May zu Gericht geht, wie von Wiedenroth angedeutet.

Fest steht, dass der Text, der mit einem Teil in defektem, aber nicht unverständlichem Französisch beginnt und mit deutschen Ausführungen fortgeführt wird, zwar „freidenkerische“ Züge zu tragen scheint (vgl. dazu Heinz Stolte<sup>6</sup> und Claus Roxin<sup>7</sup>), aber keineswegs atheistisch ist.

Der junge „Rebell“ May versucht in *Ange et Diable*, die religiösen Doktrinen in eigenwilligem Sinne neu zu interpretieren: Himmel und Hölle werden nicht als unüberbrückbare Gegensätze gesehen, sondern als Pole im Leben jedes Menschen, der zwischen Gut und Böse, Himmlischem und Dämonischem schwankt. Quintessenz der Mayschen Denkansätze sind zwei wichtige Punkte: „...der Mensch muss sich entwickeln...“<sup>8</sup>, und, ebenso wichtig: „...wir sind Söhne eines Vaters, Kinder eines Lichtes, Träger eines Gedankens und Töne eines Accordes.“<sup>9</sup> Dies bedeutet, konsequent weitergedacht, dass man nicht bei der Frage von „Gut und Böse“ stehen bleiben darf, wenn man ethisch denkt. May sieht die Möglichkeit einer Entwicklung im einzelnen Menschen, er glaubt an die Höherbildung auch des einfachsten Kreatürlichen; die *Sitara*-Thematik ist schon in *Ange et Diable* vorentscheidend angelegt. Der Mensch soll sich vom „Gewaltwesen“ zum „Edelmenschen“ emporbewegen, ein Gott, der ewige Verdammnis ausspricht, erscheint fast undenkbar: Gott ist die Liebe. Natürlich hat May einen weiten Weg zurücklegen müssen, als Denker wie als Schriftsteller, bevor er solche Gedanken zu einer Klarheit bringen konnte, wie sie im Spätwerk, besonders im Ringen um eine Autobiografie, *Mein Leben und Streben* von 1910, ausgeführt sind. In nuce finden wir die Lehre vom „Gewalt-“ und „Edelmenschen“ und Mays späte Forderung „Empor ins Reich der Edelmenschen!“ bereits im Frühwerk angelegt, trotz aller Sprünge, Denkirrtümer und sprachlicher Ungelenkheiten der Mayschen Frühfragmente. „Eine Liebe, welche ewig zürnt, ist teuflisch“, heißt es im Programm zu einem Roman *Mensch und Teufel*<sup>10</sup>; dieses Motto sollte nachher im Denken und Schreiben des späten May eine ungeahnte Rolle spielen.